



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Grenzen zwischen Dichtung und Wissenschaft : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

letzten Konsequenz entwickelte Freihafenstellung den berechtigten Anforderungen einer neuen Zeit, die innerhalb Deutschlands keine Sonderung und keinen Eigennutz diesem gegenüber duldet, geopfert werden mußte.

Der Verfasser schließt mit Worten, denen wir bereitwillig zustimmen. Er sagt, zurückblickend auf den Gang seiner Betrachtungen des Gegenstandes: „Die binnenländische Industrie und der hansestädtische Handel bedurften beide der Erziehung. Jeder dieser großen Zweige der Arbeit unsers Volkes verdankt einen guten Teil seines Wachstums Mitteln kluger Handelspolitik, wie solche seine besonders geartete Natur erforderte. In höherm Grade als die Industrie mußte der Handel sich selbst erziehen, ja sogar sich selbst erst die Politik schaffen, von der seine gedeihliche Entwicklung abhing. Daß dies notwendig war, wollen wir nicht beklagen. Denn auf diese Weise hat sich die deutsche Volkswirtschaft zwar langsamer und mühseliger, aber gewiß auch fester und dauerhafter entwickelt als diejenige mancher Nationen, die wir lange Zeit beneiden zu müssen vermeinten.“



Die Grenzen zwischen Dichtung und Wissenschaft

(Schluß)



Die größte Gefahr, die von Seiten des sogenannten naturwissenschaftlichen Geistes der poetischen Litteratur droht, liegt aber keineswegs in der Hereinziehung überflüssigen naturwissenschaftlichen Apparats in die Darstellung. Die talentvolleren Anhänger eines Irrtums vermögen leichter eine grelle Geschmacklosigkeit zu vermeiden, als den Irrtum selbst zu überwinden. Man würde hervorragenden Dichtern, die als Vertreter der Litteratur auf naturwissenschaftlicher Grundlage gelten wollen, Unrecht thun, wenn man sie ausnahmslos beschuldigte, unverarbeitetes physiologisches oder hygienisches Material in ihren Werken gehäuft zu haben. Weit bedenklicher als diese gelegentliche Geschmacklosigkeit, die jeder halbwegs begabte mit einigem Fleiß und einiger Sorgfalt leicht überwinden kann, erscheint die Herrschaft gewisser naturwissenschaftlicher Lehren und Anschauungen in poetischer Naturen und poetisch sein sollenden Werken.

Die Frage der Freiheit und der Begrenzung des menschlichen Willens ist bekanntlich durch die neuesten naturwissenschaftlichen Forschungen keineswegs so endgiltig entschieden worden, daß auch nur jeder naturwissenschaftlich ge-

bildete zur Annahme einer völligen Unfreiheit des menschlichen Einzelwesens, eines Zusammenhanges der Dinge gezwungen wäre, in dem alles nur eine Folge von vorausbestimmten Notwendigkeiten und für jeden Einzelfall selbst die Bejahung und Verneinung aufgehoben ist. Doch wenn selbst diese Anschauung über allen Zweifel erhaben wäre, wenn dem forschenden und wissenden Geiste mit Sicherheit die ganze Kette menschlicher Empfindungen, Entschlüsse und Thaten lediglich als eine Kette von Nervenreizen und entsprechenden Thätigkeiten gelten müßte, deren einzelne Glieder bei Kenntnis des individuellen Organismus und der in Betracht kommenden Einwirkungen mit unbedingter Sicherheit zu berechnen wären, selbst dann würden die Vorgänge jedes Lebens für den Dichter und Künstler in ihrer Erscheinung freie Willensakte bleiben. Auch der unbedingte Anhänger der mechanischen Weltanschauung kann und wird sich der Lächerlichkeit nicht schuldig machen, seine eignen täglichen Lebensäußerungen, seine Bewegungen und Worte als unfreiwillig anzusehen, sich der Verantwortlichkeit für seine Thorheiten oder Mißgriffe zu entheben, sich die Ehre für seinen Fleiß und seinen Scharfsinn abzusprechen und seine Erfolge in der Wissenschaft nur als Stifte in einer Walze zu betrachten, die bei gewissen Umdrehungen und Berührungen unvermeidlich gewisse Töne hervorbringen müssen. Was der letzte Grund der Erscheinungen sei, was Glaube, Spekulation oder Forschung als Ursache der Ursachen erachten mögen: die Dichtung steht in der Mitte der Dinge, der Erscheinungen, kann dieser nicht entraten und müßte auch unter der Herrschaft einer rein materialistischen Weltanschauung menschliche Charaktere und Handlungen in der Weise darstellen, wie sie erscheinen. Die Überzeugung von der Nichtigkeit des einzelnen Menschen wie des Einzelschicksals im großen Zusammenhange der Dinge mag einem Welteroerer, einem Philosophen und einem Naturforscher gut zu Gesicht stehen: für die Dichtung ist sie schlechthin unbrauchbar, zerstört deren innersten Kern, der der liebevolle Anteil an jeder einzelnen Erscheinung, jedem Schicksal war, ist und sein wird. Sowohl die angeblich naturwissenschaftliche Anschauung, die das ganze Menschengesein nur als Zuckungen eines in seinem ersten Ursprung und letzten Ziel unerklärbaren Weltprozesses betrachtet, als die davon abgeleiteten Überzeugung von der völligen Bedeutungslosigkeit des individuellen Lebens und Strebens können der Dichtung allenfalls so zum dunkeln Hintergrunde dienen, wie das Fatum der griechischen Tragödie, aber die ganze hervorbringende Thätigkeit des Dichters wendet sich unbewußt gegen beide, jede voll ausgereifte Gestalt, jede lebendige Situation ist ein Protest gegen beide. So wie der Versuch gemacht wird, mit einer gewissen Gewaltthätigkeit den Hintergrund in Mittel- und Vordergrund zu verwandeln, die einzelnen Gestalten und einzelnen Vorgänge als völlig unfrei erscheinen zu lassen, die Menschen innerhalb eines Dramas oder Romans als willenlos außer jeder Verantwortung zu stellen, führt dies einen völligen Bruch schon mit den Mitteln der Dichtung herbei und hemmt

die poetische Darstellung bis zur Lähmung. Zola hat in seinem Roman *L'Oeuvre* das Bestreben, eine Welt künstlerisch darzustellen, in der kein Unterschied von groß und klein, von organisch und unorganisch besteht und die Pflastersteine der Straße dieselbe Bedeutung hätten wie die Menschen, als etwas Großartiges und Wünschenswertes gepriesen, hat aber doch eben dies Bestreben tragisch enden lassen. Gleichwohl wäre eine Malerei, in der der Mensch zu einem nicht mehr als jede andre Erscheinung bedeutenden Bruchteil herabgedrückt würde, immer noch eher denkbar, als eine solche Dichtung. Der „Alte von Weimar“ sagt einfach: „Wir wissen von keiner Kunst, als in Bezug auf den Menschen, wir kennen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.“ Mögen die andern Künste sehen, wie sie über diesen Satz hinauskommen — die Dichtung ist und bleibt daran gebunden. Der poetische Menschen- und Lebensdarsteller kann und wird niemals ein bloßer sorgfältiger Beobachter und Beschreiber von Nervenreizen und Muskelzuckungen werden.

Auch ist leicht zu sehen, daß die sämtlichen modernen Dichter, die sich auf Übereinstimmung mit der neuern Naturwissenschaft berufen und ihre Psychologie mit den Erkenntnissen der Physiologie in Einklang zu setzen suchen, unter dem Widerspruch leiden, die Empfindungs- und Handlungsfolge ihrer Gestalten einerseits durchaus abhängig von Körperbau, Blutbeschaffenheit, Ernährung, von Vererbung, Überlieferung, äußerer Lebenslage, Erziehung und Gewohnheit zu erklären und diesen Gestalten andererseits doch ein leidenschaftliches Ringen, Erstreben, Entscheiden beizulegen. Der theoretische Vorfass, selbst die Bejahung und Verneinung immer nur als ein durchaus vorausgegebenes, als eine eiserne, starre Konsequenz der ersten Anlage erscheinen zu lassen, ist in einer wahrhaft poetischen Schöpfung nicht durchführbar. Sowie der Dichter beginnt, die wechselnden Eindrücke der Außenwelt, die Fülle der unerklärbaren Zufälle, die Kreuzung der einzelnen Kausalitätsreihen, aufzufassen und darzustellen, ist er wieder in die Mitte der Erscheinungen hineingestellt, und in dieser Mitte muß er seine Gestalten als bewußte, willensmächtige, wenigstens bis zu einem gewissen Punkte verantwortliche Wesen sich bewegen, muß sie fühlen und sprechen lassen. Will er aber sonst nichts, als einen Teil der Verantwortung dem Wesen der Welt, den Umständen, unter denen der Mensch geboren und geworden ist, aufladen, so trifft der Modernste der Modernen mit Schiller zusammen, der der Kunst auferlegt, den Menschen in des Lebens Drang zu sehen und die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zuzuwälzen.

Wenn weiterhin einzelne Schriftsteller innerhalb der neuesten Litteratur sich darauf berufen, daß ihre naturalistische oder besser naturwissenschaftliche Auffassung der irdischen Dinge durchaus ethisch sei und einer strengern Auffassung menschlicher Lebenshaltung, einer tiefern Begründung der Lebenspflichten den Weg bahnen helfe, so braucht dem durchaus nicht widersprochen zu werden. Aber so hoch wir vom Ethischen in der Poesie denken, und so unentbehrlich

es im höchsten Sinne innerhalb der echten Dichtung ist, so könnte kein moralischer Gewinn uns über einen poetischen Verlust oder eine künstlerische Verkümmern trösten. Bis jetzt wenigstens sind die Versuche pathologischer Poesie mit beinahe derselben Regelmäßigkeit auf solchen Verlust und solche Verkümmern hinausgelaufen, wie früher die Versuche der politischen Tendenzpoesie. In einem wie in dem andern Falle ist es thöricht, eine Verwerfung schlechthin auszusprechen, denn die Möglichkeit einer Doppelwirkung des Kunstwerkes muß zugestanden werden. Aber die Erfahrung rechtfertigt wenigstens ein gewisses Mißtrauen.

Die Verfechter der Dichtung auf naturwissenschaftlicher Grundlage meinen wunder was zu sagen, wenn sie erklären, der Dichter habe in Zukunft die Methode des experimentirenden Forschers anzunehmen; der Roman und das Drama seien demonstrative Experimente und jede einzelne poetische Schöpfung müsse dieselbe Zuverlässigkeit und Unanfechtbarkeit haben wie ein physikalisches oder chemisches Experiment, eine physiologische oder anatomische Demonstration. Sie stellen nicht gerade in Abrede, daß in einem Kunstwerk eine Anzahl von Experimenten samt Erläuterungen neben einander hergehen dürfen, aber sie drängen den Dichter, der diese Auffassung teilt, in eine gehaltlose Breite. Daß im Experiment kein Zwischenglied ausbleiben darf, braucht nicht erst gesagt zu werden. Einer experimentirenden Dichtung, die den Unterschied zwischen Wissenschaft und Kunst aufheben möchte, wird es zuerst in die Augen springen, daß die Wandlungen menschlicher Charaktere und menschlicher Willensrichtungen zum guten Teil aus unendlich langsamen Übergängen hervorstechen. Um natürlich und exakt zu bleiben, verzichtet diese experimentirende Dichtung auf ihr urältestes und unveräußerlichstes Recht der Zusammendrängung, beschwert jede Darstellung mit dem Ballast zahlloser Wiederholungen und müht sich ab, mit der majestätischen Langsamkeit zu wetteifern, mit der die Eiche Jahresring an Jahresring ansetzt. Um experimentirende Dichtung zu bleiben und sich überall mit der Genauigkeit ihrer Naturwiedergabe brüsten zu können, weicht sie zahlreichen Lebensvorgängen und Katastrophen aus, die der Dichter darstellen, deren Ursachen er enthüllen, zur Empfindung bringen, die er aber in ihrem ganzen Verlaufe mit allen Einzelheiten so wenig wiedergeben kann, als irgend ein Botaniker im Stande ist, das vieljährige allmähliche innere Zermorschen eines Baumes, den schließlich der Sturm abbricht, als Experiment vorzuführen. Selbst jene äußerste realistische Litteratur, die den symbolischen Charakter aller poetischen Darstellung leugnet oder außer Augen setzt, kann ohne eine gewisse Freiheit in Benutzung von Raum und Zeit nicht auskommen, und wer ihr diese Freiheit verkümmert, schafft ihr durch die größere Schärfe der Beobachtung nur einen zweifelhaften Ersatz.

Auf dem Bewußtsein, daß die Aufgaben der Dichtung und die der Wissenschaft verschieden sind und verschieden bleiben, beruht die glückliche Zukunft der deutschen wie jeder Litteratur. Ohne Widerrede kann die Poesie von den natur-

wissenschaftlichen Anschauungen und Forschungen vieles, wahrscheinlich mehr empfangen, als sich heute voraussehen läßt. Aber die Erscheinungen und die Empfindungen, auf denen alle echte Dichtung seit Jahrtausenden beruht, können durch keine naturwissenschaftliche Erkenntnis in Frage gestellt werden, und insofern ist es vollkommen widersinnig, eine völlig neue Litteratur zu prophezeien. Als die Romantiker den Versuch machten, die Grenzen der Dichtung und der Religion zu mißachten und aufzuheben, die Poesie vom irdischen Boden zu lösen, als Novalis verkündete: „Die Poesie soll das ganze Leben ergreifen und die übersinnliche Welt in diese eintreten lassen, so daß sich in ihrem Lichte alle Verhältnisse neu gestalten. Der Dichter ist darin nur das Organ höherer; er ist wahrhaft sinnberaubt, dafür lebt das All in ihm. Die höhere Welt ist uns näher, als wir denken, schon hier leben wir in ihr und erblicken sie auf das innigste mit der irdischen Natur verwebt. Es bricht die neue Welt herein und verdunkelt den hellsten Sonnenschein, der Ursprung der Natur beginnt, auf kräftige Worte jedes sinnt, und so das große Weltgemüt überall sich regt und unendlich blüht“ — als er und seine Genossen der Poesie zu einer das Diesseits auch eine das Jenseits offenbarende Kraft zusprachen, schädigten, ja zerstörten sie dieselbe Kunst, die sie unendlich zu erheben vermeinten. Als die Jungdeutschen die deutsche Poesie mit der „heiligen Demokratie“ zu vermählen suchten und die Kraft des poetischen Geistes an der Stärke politischer Wallungen und der Länge politischer Phrasen maßen, glaubten sie ernsthaft an eine neue Litteratur. Aber die Erfahrung zeigt, daß sie nur eine binnen wenigen Jahren ungenießbar gewordene Modelitteratur erschufen. Wir wollen nicht zweifeln, daß auch die Kritiker, welche der Dichtung durch das wissenschaftliche Experiment Erfrischung und Erhebung zuzuführen meinen, sie von dem ausschließlichen oder doch überwiegenden Frauenpublikum erlösen wollen, die ehrliche Überzeugung hegen, daß sich an ihre Bestrebungen wieder einmal ein „großes Zeitalter“ knüpfen werde. Aber da sie die Bedingungen, unter denen es allein eine Dichtung giebt und immer geben wird, von vornherein übersehen, so können sie höchstens die herrschende Verwirrung vermehren, aber weder belebend noch klärend wirken.

Unter diesen Umständen wird es zur Pflicht, an die Grenzen zwischen Dichtung und Wissenschaft zu erinnern und gegen die fortwährende Störung und widersinnige Aufstachelung des poetischen Geistes zu protestiren, eines Geistes, der sich unmittelbar und rein aus der Fülle der Erscheinungen entwickeln soll und mit diesen fortwährenden Dekretirungen neuer Zeitalter, epochaler Wandlungen wahrhaftig nicht geweckt wird. Einen und zwar den gewaltigsten Unterschied vergessen die Verkünder des großen Satzes: „Unsre Wissenschaft (unter Wissenschaft verstehen sie lediglich die Naturwissenschaft) schreitet beständig vor, und die Litteratur bleibt beständig zurück.“ An der Förderung der Wissenschaft können, führende Geister und gute Methoden vorausgesetzt, unzählige methodisch geschulte Hilfsarbeiter teilnehmen. Die experimentelle Arbeit auf diesem Ge-

biete kann geteilt werden, wird geteilt. Die Dichtung beruht einzig und allein auf dem Vorhandensein und der Stärke des individuellen Talents, und selbst die Anfänge, die wir von sogenannter experimenteller Poesie namentlich im Romane sehen, entkräften diese einfache Wahrheit nicht und heben den tiefgehenden Unterschied zwischen der wissenschaftlichen und der künstlerischen Arbeit auch in in dieser Beziehung nicht auf.



Goethe und die Gräfin Lanthieri

Von J. Minor.



ie Gesellschaft, die Goethe im Jahre 1786 in Karlsbad vorfand, nennt er in einem Briefe an die Frau von Stein „recht artig.“ Als die Königin des Kreises aber erschien Herder die Gräfin Lanthieri, eine geborene Gräfin von Wagensperg aus Grätz. Auch Goethe redet von der „schönen Gräfin“, welche die Imhof wenig glücklich gemalt habe (an die Stein II, 336); er nennt sie gar gut und brav, und er erzählt in der italienischen Reise, daß die Gräfin Lanthieri, als sie merkte, daß er fort wollte, auch einen entsetzlichen Trumpf darauf gesetzt hatte, ihn zu halten. „Ich ließ mich aber nicht hindern, denn es war Zeit.“ Auf der italienischen Reise gedenkt er der Gräfin wiederholt: in Torbole findet er zum erstenmale die weißen kleinen Feigen als gemeine Frucht, die ihm die Gräfin Lanthieri verheißen hatte; im Teatro S. Lucca in Venedig findet er, daß eine Schauspielerin der Gräfin Lanthieri sehr ähnlich sieht. Nach den unten abgedruckten Briefen ist ferner kein Zweifel, daß auch die Dame von seiner Karlsbader Bekanntschaft, deren er in dem Bericht aus Neapel vom 27. Mai 1787 gedenkt, die Gräfin Lanthieri gewesen ist. Er schreibt dort: „Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich vorigen Sommer in Karlsbad die angenehmsten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen wir die Gegenwart in heiterster Erinnerung! Alle die Lieben und Werten kamen wieder an die Reihe, vor allem der heitere Humor unseres teuern Fürsten [Karl August]. Sie besaß das Gedicht noch, womit ihn bei seinem Weggang die Mädchen von Engelhaus überraschten. Es rief die lustigen Szenen alle zurück, die witzigen Neckereien und Mystifikationen, die geistreichen Versuche, das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. Schnell fühlten wir uns auf deutschem Boden, in der besten deutschen Gesellschaft, eingeschränkt von Felswänden, durch ein seltsames Lokal zusammengehalten, mehr noch durch